

Meine persönliche Weihnachtsgeschichte

***Vorgetragen am 24. Dezember 2006, 18.00 Uhr, in der Bahnhofskirche Zürich
von Peter Junker, Vorstandsmitglied von NOMA-HILFE-SCHWEIZ***

Ich freue mich und danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, heute, am 24. Dezember, meine weihnächtliche Geschichte anzuhören. Es ist eine besondere, eine ganz persönliche Geschichte, die ich heute vor einem Jahr erlebt habe. Es ist meine erste Weihnachtsgeschichte, die ich öffentlich vortrage, und das erst noch in einem kirchlichen Andachtsraum vor fremdem Publikum. Als Bahnhofseelsorger Toni Zimmermann mich anfragte, ob ich am Weihnachtstag eine Weihnachtsgeschichte erzählen wolle, brauchte ich nicht lange zu überlegen, ehe ich zusagte. Ich wusste sofort, welche Geschichte ich Ihnen vortragen würde. Letztes Jahr habe ich das erste Mal seit meiner Kindheit wieder einen Weihnachtstag erlebt, den ich wohl nie vergessen werde. Es war ganz genau heute vor einem Jahr, am 24. Dezember 2005, unweit von hier, an der Bahnhofstrasse. Und das, meine sehr verehrten Damen und Herren, soll meine Weihnachtsgeschichte sein, die ich Ihnen vortrage.

Doch schön der Reihe nach:

Sie sehen hier Bilder von afrikanischen Kindern, die an der Krankheit Noma leiden und im Gesicht entsprechend entstellt sind. Ich habe mich im Sommer 2005 entschieden, mich im Kampf gegen diese fürchterliche Kinderkrankheit zu engagieren. Zusammen mit Ballonfahrer Dr. med. Bertrand Piccard und weiteren Getreuen habe ich das Hilfswerk NOMA-HILFE-SCHWEIZ gegründet. Ziel dieser Organisation ist es, diese schreckliche Krankheit, die Schande des 3. Jahrtausends, ausmerzen zu helfen. Die Armut hat ein hässliches Gesicht, sie heisst Noma.

Ein paar Worte zur Krankheit. Sie kommt hauptsächlich im Subsahara-Gürtel vor, in den Ländern Benin, Burkina Faso, Mali, Niger und Nigeria. Und sie befällt eigentlich nur Kinder zwischen zwei und sechs Jahren. Deren Immunsystem ist in der Regel geschwächt, sei es durch eine Krankheit wie Masern, Scharlach oder Typhus, und zusätzlich sind sie unter- oder mangelernährt und leben in bedenklichen hygienischen Verhältnissen ohne sauberes Trinkwasser. Noma zerfrisst das Gewebe, und im fortgeschrittenen Stadium greift die Entzündung auch Kiefer- und Gesichtsknochen an. Kiefersperrern oder fehlende Kiefermuskulatur verunmöglichen bald einmal das Kauen und Schlucken. Dies ist umso dramatischer, als die meisten Kleinen bereits unterernährt sind und Mangelerscheinungen aufweisen. Das Kind stirbt in der Folge an Hunger, Durst oder an der Infektion selbst. Zu erwähnen bleibt, dass Kinder, deren Immunsystem intakt ist, kein Noma bekommen können.

Soforthilfe wäre an sich denkbar einfach. Um Infektionen zu behandeln, genügen Penicillin-Derivate oder andere Antibiotika. Doch es mangelt sowohl an Aufklärung über die Krankheit als auch an Medikamenten und Geld. Noma ist eine Armutskrankheit, und daher beginnt die Prävention bereits bei der Verbesserung von Hygiene und Ernährung in den betroffenen Regionen. Eine ausgewogene Ernährung, hygienisch bessere Verhältnisse und sauberes Trinkwasser würden - so die Theorie - bereits reichen, um diese schreckliche Kinderkrankheit auszurotten. Doch die Praxis, der Alltag, sieht anders aus.



Von Noma entstelltes Mädchen

Gemäss der Weltgesundheitsorganisation WHO erkranken allein in Afrika jährlich 100'000 Kinder an Noma. Die Sterbequote beträgt 80 bis 90%, was bedeutet, dass alle sechs Minuten ein Kind an Noma stirbt.

Zudem gibt es noch ein Problem, das den Kampf gegen diese Krankheit erschwert. Die Krankheit existiert im Bewusstsein der Öffentlichkeit nicht. Sie ist mit einem Tabu belegt, wird dämonisiert und vielerorts auch als Strafe des Himmels verstanden. Daher verstecken Familien ihr infiziertes Kind aus Scham in ihren Hütten, wo die unbehandelte Krankheit blitzschnell voranschreitet und den Kindern buchstäblich das Gesicht wegfrisst. So viel zur Krankheit Noma.

Doch jetzt zu meiner eigentlichen Weihnachtsgeschichte:

Genau heute vor einem Jahr, am Nachmittag des 24. Dezember, packe ich einen Karton voll von Prospekten von NOMA-HILFE-SCHWEIZ und stelle mich damit an der Bahnhofstrasse in der Nähe des Globus auf. Mein Ziel ist es, am heutigen Weihnachtstag, dem Tag der Nächstenliebe, Leute anzusprechen und sie auf diese vergessene Kinderkrankheit aufmerksam zu machen. Sie um eine Spende zu bitten. Sie darauf anzusprechen, dass etwa 80'000 bis 90'000 Kinder jährlich qualvoll sterben. Kinder, die eigentlich gar nicht sterben müssten, dass es an sich ganz einfach wäre, deren Leben zu retten. Ich will den eilenden Passanten zurufen: „He, da gibt es einen furchtbaren Kinder-Tsunami - doch niemand schaut hin!“ Oder sie anflehen: „Das können Sie doch nicht einfach ignorieren!“. Oder: „Hallo, das könnte doch auch Ihr Kind sein!“ Doch die Kinder der Menschen, die durch die weihnächtliche Bahnhofstrasse hetzen, sind nicht schwarz und wohl auch nicht arm. Und Afrika ist so weit weg. Und ist sowieso ein Fass ohne Boden. Und überhaupt!

„Wir haben in der Schweiz auch Armut“, wirft ein freundlicher Passant ein. Stimmt, da hat er völlig Recht. Aber Armut in Afrika ist existenziell, das heisst, vielfach mit dem Tod verbunden. Und allzu oft trifft es einmal mehr die Untersten in der Hierarchie, die Mütter und Kinder. Das ist ein wesentlicher Unterschied zur Armut in Westeuropa, wo die Kinder nicht zu Abertausenden wegen einer simplen Mundinfektion sterben.

Ich überwinde mich und möchte mich, beladen mit meinen Prospekten, mitten aufs Trottoir stellen. Aber ich bin verunsichert und gehemmt. Bin schliesslich kein Verkäufer, und schon gar nicht gewohnt, wildfremde Menschen auf der Strasse aufzuhalten und ihnen etwas zu anzudrehen. Ich spüre Hektik rund um mich herum. Wer kann sich schon dem Charme des italienischen Maronibraters verschliessen? Doch selbst er, der sonst so wohlige-warme Gemütlichkeit verströmt, steht heute unter Hochdruck. Die Menschenschlange vor seinem Stand strotzt vor Ungeduld. Jetzt empfinde ich die Bahnhofstrasse als Fliessband, auf dem die Menschen immer schneller daher kommen. Diese Bahnhofstrasse ist noch nie eine Oase der Ruhe gewesen, aber jetzt, kurz vor dem Heiligen Abend, scheint sie buchstäblich zur Rennbahn geworden zu sein. Das Rennen aufs Tram, das Eilen auf den Zug, das Hetzen zum Bus, das Hasten zum Auto - in wenigen Stunden ist Heiliger Abend! Ich tue mich schwer mit dieser Hektik. Und ich mitten drin mit meinen Prospekten von NOMA-HILFE-SCHWEIZ: Wen wird das denn schon interessieren? Was soll ich da, was habe ich mir da eingebrockt? Soll ich nicht besser wieder nach Hause gehen, und vielleicht an einem anderen Tag...? Aber doch nein! Ich bleibe! Langsam bewege ich mich etwas von der schützenden Hausmauer weg, mitten hinein in den Fussgängerstrom.

Die vornehme betagte Lady im Pelz, deren Blicke - Welch trefflicher Ausdruck! - töten könnten, lässt mich wieder an die Mauer zurückweichen. Hier warte ich nun erst mal ab, wohin der Wind sich dreht. Doch er dreht sich nicht. Die Bise der Hektik weht!

Mut geben mir zwei bauchfreie 14jährige Girls, die es nach einer kurzen Diskussion mit mir „megageil“ finden, was ich da vorhabe - ausgerechnet am Weihnachtstag. Das sei „krass“, das würden sie niemals tun können, sich so in die Menschenmenge zu werfen. Da muss ich ja wohl sehr eitel sein: Denn angespornt durch diese zwei Mädchen, werfe ich mich tatsächlich und fast buchstäblich der Menge entgegen.

Ich komme mir vor wie ein Fels mitten im reissenden Wasser, das mich eilig umspült und unaufhaltsam weiter zieht. Ich vermag den hektischen Fluss der Menschen nicht aufzuhalten. Doch immerhin werde ich nicht direkt angepöbelt, man weicht mir höchstens aus, mustert mich befremdet, ignoriert mich, als sei ich unsichtbar. Doch bei den ersten persönlichen Kontakten realisiere ich unverhofft: Es ist ja alles nur halb so schlimm. Da gibt es doch plötzlich Leute, welche anhalten, sich interessiert zeigen, Anteil nehmen und sich dann freundlich verabschieden. Einige danken mir sogar, vereinzelte mit dem anerkennenden Lob, dass sie es mutig fänden, was ich da tue. Finde ich auch. Ein düsterer Geselle lässt kurz darauf ein deutliches „Verpiss dich“ vernehmen, ohne mich anzuschauen. Meint er mich? Verpiss dich doch selbst!



Betroffen von Noma sind nicht die Mächtigen Afrikas, sondern Mütter und Kinder

Eine junge Frau, ihrer Kleidung nach Bankerin, mittleres Kader, ruft mir ein kurzes „Muss auf den Zug“ zu, um dann doch noch geschlagene zehn Minuten sich mit mir auszutauschen. Die Aufgabe, die ich mir auf dem teuersten Pflaster der Welt selbst gestellt habe, macht nach und nach Spass, mein Gemütspegel steigt von Minute zu Minute. Hätte mir nicht zugetraut, dass ich Menschen, deren Blicke töten könnten - ja, davon gibt es einige -, derart souverän ignorieren könnte.

Nie hätte ich zu hoffen gewagt, dass sich jemand vor mich hinstellen und sich spontan und freundlich mit Name und Vorname vorstellen würde. Ich war davon sehr angetan, als Stefan Keller genau das machte. Doch wer tiefer irrt, wird auch tiefer weise: „Stefan Keller, Gewerbepolizei der Stadt Zürich“. Ach so, alles klar! Von wegen Bewilligung und so! Auf öffentlichem Grund ohne Genehmigung! Was, ein Hilfswerk? Na so glich, auch ein Hilfswerk braucht eine Bewilligung! Sie hätten diese einholen müssen. Sonst könnte da ja jeder kommen, oder? Prüfender Blick des Polizisten, ob ich mit ihm einig gehe. Gehe ich natürlich nicht, will ihm dies aber auch nicht so offen zeigen. Na ja, eine Busse gibt's auf jeden Fall. Wie viel? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Also bis zu 500 Franken müssen Sie schon rechnen. Wie bitte? Doch, doch, Sie werden schon sehen. Greift zum Notizblock und beginnt zu schreiben.

Stefan Keller tut nur seine Pflicht. Doch darüber hinaus absolviert er auch noch die Kür. Er verlangt nämlich nach der Broschüre, liest sie kurz durch, schüttelt den Kopf und sagt staunend, fast etwas verlegen: „Schrecklich, was es doch alles gibt auf dieser Welt.“ Nach einer Weile des Schweigen, die mir überaus lange vorkommt, räuspert er sich, umständlich seinen Notizblock einpackend, und sagt etwas barsch: „Gehen Sie,“ - und nach einem kurzen Augenblick - „bitte! Lassen Sie sich einfach nicht mehr erwischen.“ Die Broschüre nimmt er mit.

Froh, der polizeilichen Gewalt entkommen zu sein, erinnere ich mich, dass der Untergrund im Bahnhof, das Shop Vile, dem polizeilichen Zugriff entzogen ist, und so verteile ich die letzten fünfzig Broschüren in aller Ruhe und ungestört im wärmenden Untergrund des Bahnhofs, unweit von hier.

Nur zwei Stunden, doch unendlich lange Stunden in der Zürcher City sind es gewesen, die meinen Weihnachtstag zu einem besonderen, zum wichtigsten Tag des Jahres haben werden lassen. Nicht das Open Air auf dem Gurten, nicht mein Geburtstagsfest am See, nicht die Wanderung zum Segnes-Pass, nein, dieser Weihnachtstag war's. „Mega“, würden die bauchfreien 14Jährigen sagen. Ich bin mit dem befriedigenden Gefühl nach Hause gefahren, an diesem Weihnachtstag etwas Positives, etwas Konstruktives, etwas Ausserordentliches getan zu haben. Zuhause habe ich mich dann leer und ausgepumpt gefühlt, aber auch ein wenig stolz. Schliesslich habe ich mich selbst, meine Skepsis, meine Angst vor diesem Auftritt überwinden müssen. Habe mich aller meiner Selbstzweifel zum Trotz mitten auf die Bahnhofstrasse gestellt, Eile und Hast Einhalt geboten oder es zumindest versucht. Selbst Blicke vermochten mich nicht zu töten, im Gegenteil, sie mobilisierten meine Energien, machten mich erst richtig lebendig.

Die Weihnachtsgeschichte fände da nun ihr Ende, wenn mich nicht die Realität zehn Tage später, am 3. Januar, wieder eingeholt und mir diesen Weihnachtstag nochmals in Erinnerung gerufen hätte. Ich überfliege am frühen Morgen kurz meine Post und erblicke einen bekannten Namen: Stefan Keller, Gewebepolizei der Stadt Zürich! Er hat fünfzig Franken gespendet. Ich bin gerührt und weiss nicht so recht, wieso meine Augen feucht werden. Erst jetzt, zehn Tage später, kann ich ermessen und spüren, dass ich tatsächlich einen schönen, einen frohen Weihnachtstag verbracht habe.

Ich wünsche Ihnen allen einen frohen Weihnachtstag, besinnliche Festtage, Tage voller Nächstenliebe, voller Toleranz und voller Solidarität. Mögen Sie reich beschenkt werden, auf dass Sie wiederum andere Menschen beschenken können. Es muss ja nicht viel sein, es muss nur von Herzen kommen. Ich wünsche Ihnen daher von Herzen frohe Weihnachten.



NOMA-HILFE-SCHWEIZ kämpft gegen die Schande des 3. Jahrtausends

Armut lässt sich nur in Relation zur Umwelt definieren. Es ist nicht statthaft, Armut mit Armut zu vergleichen, ohne das relevante Umfeld einzubeziehen. Gleichwohl: In Afrika ist fehlendes sauberes Wasser mehr als Armut: Es bringt Krankheit und Tod. In der Schweiz ist Armut nicht lebensbedrohlich, sie hat mehr sozialen Charakter, kann aber auf ihre Art auch existenziell sein. Die Definition der neuen Armut schliesst Leute ein, die z.B. keine Ferien machen, sich nicht erholen können (Peter Junker)